



Steffen Dix, Wolfgang Schmid und Max Gerwien im Jazzclub Session 88.



Mark Sanders/John Edwards/John Butcher Trio in der Manufaktur.

Fotos: Ralph Steinemann

Hopsen zwischen Free- und Funky-Jazz

Notizen aus der Jazz-Hauptstadt Schorndorf am Freitagabend / Konzert-Hopping zwischen Kopf und Körper, zwischen Manufaktur und Session 88

VON UNSEREM MITARBEITER
THOMAS MILZ

Schorndorf.

Zwei Jazz-Konzerte der Extra-Klasse und das gleichzeitig? An einem Ort? Hey, da musste schon inne Hauptstadt gehen, 125th Street, New York zum Bleistift. Kannst aber auch in Schorndorf bleiben, Ausfallstraße Hammerschlag/Moschee. Dort waren am Freitagabend im Abstand von gerade mal 30 Metern zwei Jazz-Konzerte zu hören, die - wenigstens auf den ersten Höreindruck - unterschiedlicher kaum hätten sein können. Eins in der Manufaktur, das Andere gegenüber im Session 88. Dort Free Jazz. Und daneben, nennen wir's der Alliteration wegen vorläufig: Funky Jazz.

Zwischen den Genres Free und Funky tun sich meist tiefe Geschmacksgräben auf

Schädliche Konkurrenz? Zuviel des Guten? Der Eine nimmt unkoordiniert dem Anderen die zahlenden Gäste weg? Eher nicht. Denn kaum würde das Publikum des einen Konzerts ins andere gehen. Schade eigentlich. Für unsere Leser aber wollten wir diese Trennung, diesen Geschmacksgraben nicht hinnehmen und bieten hier erstmalig einen Bericht als genre-übergreifendes „Jazz-Hopping“ an. Denn: Kultur verbindet.

Bevor wir jedoch zur Musik komen zunächst ein wenig vergleichende Lokal- und Publikums-Soziologie. Das Wichtigste zuerst. Was wird getrunken? Im Club, beim Free-Jazz, stehen überwiegend Bierflaschen auf dem Tisch. Im Session 88 meist ganze Flaschen und Gläser mit Weißem oder rotem Wein. Dort in der Manu kleine runde Tischchen, im Session lange Tische mit weißen Decken und heimelige Kerzen-Deko.

Beim Free-Jazz immerhin über 30 Gäste, davon etwas weniger als ein Drittel Frauen. Beim rhythmisch-melodischen Jazz sind es über 100 Besucher - ausverkauft - und die Geschlechter halbe-halbe verteilt. Interessant auch das Alter der Hörer dieser Livekonzerte. Free-Jazz entstand Anfang der 60er-Jahre, funkiger Rock-Jazz zehn Jahre später. Von wegen Avantgarde.

Beide ach so gegensätzliche Stilrichtungen haben inzwischen das stattliche Alter von 60 beziehungsweise 50 Jahren erreicht. Und genau dazwischen liegt auch das geschätzte Durchschnittsalter der Jazzfans in beiden Clubs! Unter 40, oder gar 20 war niemand zu sehen. Was das bedeutet? Hhhhhmm? „Jazz ist nicht tot, er riecht nur komisch“, spottete schon so um 1968 Frank Zappa. Oder vergangene Woche, wo auf der letzten Satireseite der taz böswillig gereimt wurde:

Der Jazzer jammert Tag und Nacht
„Mich will ja keiner hören.“
Es hat ihm niemand beigebracht,
dass Jazzer maßlos stören.

Lässt sich derlei uninformiert üble Nachrede halten? Ganz entschieden Nein! Wie in beiden Konzerten auf sehr unterschiedliche, aber bewegende Weise zu hören war.

In der Manufaktur. Ein Sirren, Fegen, Pochen. Suchen des Percussionisten Mark Sanders auf seinem Drumset. Klangspuren, die ohne durchgehenden Beat auskommen, denen der Rhythmus abhanden gekommen ist. Wird er überhaupt vermisst? Was tritt an seine Stelle? Aufmerksamkeit etwa für die Zeit, für die Dauer, für das jähe Verklingen ins wieder Unhörbare. All das ohne taktende Zeigerschläge. Dann der gestrichene Kontrabass von John Edwards. Grundierend, aber nicht gemütlich wärmend. Das geht in den Bauch, aber als Gefühl eines nagenden Mangels. Schließlich das Flirren, Geschnatter, Fingergeklöppel von John Butcher am Tenorsaxofon, das sich in den Austausch der Musiker mischt. Und ein Gespräch ist es. Offen bis zum Schmerz des Alleinseins im Zusammenklang. Immer mitzuhören ist bei allen Musikern das Material ihrer Instrumente, das sich selbstbewusst zu jeweils eigener Stimme emanzipiert. Das ist: Unsere Situation. Musik, die unsere karge Wahr-

heit nicht übertönt, sondern - und das macht ihre Schönheit aus! - mit scheuer Zartheit hörbar zu erstasten sucht und gleichzeitig zu streicheln oder zu knirschen vermag.

Rüber in den Jazzclub. Schon auf dem Weg über den Hof weht einem aus der offenen Tür ein satter Groove entgegen. Endlich was für Bauch und Beine! Aber ist das nach dem gerade Gehörten nicht ein Verrat? Haben wir nicht gerade innerlich kopfnickend unsere fragmentarische Gebrechlichkeit akustisch erfahren?

Ab geht's dagegen bei Wolfgang Schmid mit satterm Bass-Drive, einem polyrhythmischen Max Gerwien an den Percussions und den hymnisch mitreißenden Tongirlanden des jungen Steffen Dix am Saxofon. Unwillkürlich wippen die Füße. Im Bauch ein volles Schwingen statt nagendem Suchen. Aber wollen wir wirklich den Körper gegen den Geist ausspielen? Hören wir nicht in den zwei Konzerten, dass beide Sphären ineinander übergehen, ineinander spielen? Sich gegenseitig zu ihrem Recht verhelfen?

Denn auf einmal auch Schmid, Dix und Gerwien ganz leise, mit Schmelz aufeinander hörend. Einen weiten Raum der Berührung entstehen lassend. Sehr zart, sehr warm. Das eine Konzert schärft die Sinne für das jeweils andere.